

(Nachdruck verboten.)

## Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

„Hoho, hohohoho“ — Reschke wollte sich ausschütten vor Lachen. „Da denken sie alle, das Geld liegt hier auf der Straße! Ja, Mädchen, da mußt du mit meiner Frau verhalten, die hält den Teufel an der Strippe. Soll sie 'n for Ihnen auch mal springen lassen, Fräulein?“ Er zwinkerte Berta zu.

„Neh nicht so 'n Quatsch“, fuhr ihn seine Frau an. „Du weest recht jut, wie 's heutzutage mit die Herrschaften is, die sind zu wählerisch, mit die nettesten Mädchen machen sie Strach. Un mit 'n Lohn knapfen sie, det 's schon mehr himmelschreiend. Nu machen sie alle von außerhalb nach Berlin, ganze Rudel Mädchen, un denken wonders, was hier los is — ja, Kuchen! Süßwe, zehne, fufzehn — eene Mandel!“ Sie zählte Eier. „Süßwe, zehne, fufzehn — na, aber wir werden schon sehen — zwei Mandeln! Süßwe, zehne, fufzehn — drei Mandeln! Du brauchst keine Bange nich zu haben — süßwe, zehne, fufzehn — so 'n ansehnsicht Mädchen! Vier Mandeln! Süßwe, zehne, fufzehn — fünf Mandeln! Det wär ja noch schöner, Du keine gute Stellung kriegen?! So 'n hübschet Mädchen, so bescheiden, un so tüchtig! Da laß Du nur die Reschken for sorjen!“

„Na siehste 't“, sagte der Onkel und klopfte sie auf die Schulter.

Mine strahlte übers ganze Gesicht; Berta lächelte in sich hinein.

3.

Die Reschke'sche Wohnung bestand außer dem Laden und dem großen Zimmer hinter der Glastür, wo das Piano stand und das durch einen Kattumborhang verdeckte Bett des Ehepaars, aus einer Kammer und einer winzigen Küche. Rechts vom guten Zimmer war noch ein fensterloser niedriger Raum, in dem Kartoffeln und Säenersand aufgeschüttet lagen und ein paar große Hunde herumlungerten. Mit ihnen fuhr Herr Reschke zum Markte.

Schon des Morgens um drei konnte man ihn auf dem Hof herumflorren und den Hunden pfeifen hören. Von dem Starren, der im seuchten Hofwinkel stand, zerrte er die Plane herunter und jagte Hild und Flock, die ihn mit eingeknicktem Schwanz umschlichen, mit einem Stridende vor die Diebsehl. Herr Reschke spannte an. Sein Ideal war, einmal einen ausgedienten Militärgaul zu besitzen und mit diesem, wenn der Sonntag die Reihe der täglichen Marktfuhren unterbrach, am Nachmittag seine Familie in den Grunewald zu kutschieren. Aber bis jetzt hatte es immer noch nicht zur Equipage gelangt. Artur sollte studieren, und das kostete viel Geld. So setzte er sich auf den Starren und fuhr einstweilen noch mit den Hunden zur Zentral-Markthalle; die hochbeinigen magren Bestien jagten durch die noch nächtlich stillen Straßen, als hätten sie den Teufel im Leibe. Wenn's not tat, war er um vier schon an Ort und Stelle. Dann ging das Feilschen los, das Bieten und Ueberbieten bei den Auktionen, das Durchdrücken und Durchpuffen zwischen all den kleinen Handelsleuten, welche sich um die noch vom Bahntransport verpackten Körbe drängten. Kam Vater Reschke aber mit der hochbeladenen Starre, die die Hunde jetzt mühsam durch die lebendiger werdenden Straßen zogen, nach Hause, dann legte er sich wieder in das von der stattlichen Korpulenz seiner Ehehälfte noch angenehm durchwärmt Bett und schlief bis Mittag. Möchte die verborgene Klingel noch so bössartig gellen, möchte fortwährend im Raden ein lebhaftes Geschnatter sein, er schnarchte tief.

Die Kammer, deren niedriges Fensterchen unterm Niveau des Hofes lag und vor dessen ewig verstaubten Scheiben der Zugwind allen Kehrlicht zusammenblies, war dem ältesten Sohn eingeräumt. Nengstlich wachten Vater und Mutter darüber, daß Artur nicht gestört wurde, wenn er dort bei seinen Büchern saß. Sie hatten sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, der Älteste sollte studieren. Man wußte dann, doch, wenn man einen „Herr Doktor“ seinen Sohn nannte, wofür man sich geschunden hatte. „Er is sehr belle“, sagte Reschke; seine Frau hatte ihm das eingeredet, auch verfehlte

diese nie, hinzuzusehen: „Außerordentlich bejagt! Der wird was!“ Amalie Reschke betrachtete ihren Artur als ein teures Vermächtnis jenes „Herr Doktor“, der, als sie und ihre Mutter möbliert vermietet, bei ihnen gewohnt hatte. „Beinah wär ich Frau Doktor geworden“, erzählte sie noch mit Stolz, „wenn er nich an die Falloppierende gestorben wärel!“ Gerührt wischte sie sich eine Träne aus dem Auge. Ja, sie trug ihren „Herr Doktor“ noch im guten Andenken, wenngleich sie damals, in seinen letzten Krankheitswochen, schon angefangen hatte, mit Herrn Reschke „zu gehen“. Reschke war zu jener Zeit Hausdiener in einem Materialwarengeschäft; von seinen Ersparnissen und den mehreren hundert Mark, die der Herr Doktor ihr hinterlassen, gründeten sie einen Grüntam.

In der winzigen Küche schlief die älteste Tochter, Trude, die bei Bertheim Verkäuferin war. Siebzehn Jahre war sie, und obgleich sie im Küchentisch schlief, der nach zu einem Bett auseinandergeklappt wurde, und obgleich sie sich unter der Wasserleitung waschen mußte, sah sie aus wie eine kleine Dame. Hierlich sahen ihr der billige Lederschuß und der buntgewebte Strumpf, die sie gern zeigte, wenn sie, ihr Kleid hebend, auf die Pferdebahn sprang. Sie hielt was an sich. Da sie's weit zum Geschäft hatte, gestatteten ihr die Eltern für den Winter ein Pferdebahnabonnement; aber sie löste es nur für kurze Zeit, dann lief sie lieber heimlich sich außer Atem und schaffte von dem so erübrigten Geld ein Zädet an, ganz nach der neuesten Mode, von geringem Stoff, mörderisch dünn, aber „schick bis aufs Tüttelchen“. Sie war ganz verliebt in ihr Zädet, es machte so voll in der Brust, so schlau in der Taille; an keinem Schaufenster konnte sie vorbeigehn, ohne sich darin zu spiegeln. Die lange Federboa flatterte ihr bis auf die schmalen Hüften, in ihren durchsichtig zarten Ohrläppchen einer Bleichsüchtigen altkerten ein paar Glasdiamanten, die kleine Stumpfnase mit den beweglichen Flügeln guckte in die Luft, hinter den Nasen, etwas zu vollen Lippen blinkten die weißen Zähne mit krankhaft perlartigem Schmelz. Morgens stand sie eine gute halbe Stunde früher als nötig auf, obgleich sie wer weiß, was drum gegeben hätte, noch neben der Schwester Grete im Küchentisch weiter zu schlafen. Sie war immer müde; aber es half nichts, das Haarbrennen dauerte lange. Da lag sie, zähneklappernd, in kurzen roten Wollunterröckchen, auf den Knien vor dem kleinen Stehspiegel, den sie auf den Herdrand plaziert. Zwanzig-, dreißigmal mußte sie die Dremscheere in den Zylinder der Küchenlampe stecken, bis alle Wellen des reichen Haares kunstgerecht saßen und, an den Seiten mächtig aufgebauht, der kleinen Kopf unnatürlich verdickten.

Die zwölfjährige Grete war ein armes Wurm, dessen Sprache man kaum verstand. Ihrem Volkssprachen hätte wohl bezeiten durch eine Operation, durch einen „Verichluß der Gaumenspalte“, wie der Arzt gesagt hatte, abgeholfen werden können; aber Reschkes waren nicht für so was, das kostete zu viel Geld, geringsten Falles Zeit. Vielleicht, daß die Geschichte von selber wieder in Ordnung kam. So blieb Grete die lächerliche Figur für die Geschwister; da sie infolge ihres Fehlers auch nur langsam schlucken konnte, aßen sie ihr das Beste vor der Nase weg. Sie hatte sich nach und nach das Sprechen fast abgewöhnt; als sie verständiger geworden, genierte sie sich. Stumm und schen drückte sich das blasse, kränkelnde Mädchen an den Wänden entlang; im Raden durfte sie sich nicht sehen lassen, da jagte die Mutter sie gleich hinaus.

Mit der kleinen Elli machten Reschkes desto lieber Staat. Das war „ne findige Kröte“, wie Vater Reschke schmunzelnd sagte; mit ihren sieben Jahren klüger als manch andre, die doppelt so alt war. Die ganze Kundschaft amüsierte sich über die. Mit ihrer spitzigen Kinderstimme sang sie die beliebtesten Couplets; hatte sie nur einmal eins gehört, gleich hatte sie's weg. Sie schlief als Nesthäkchen bei den Eltern, in der guten Stube auf dem Sofa.

Es hatte einige Schwierigkeiten gemacht, Mine und Berta für die Nacht unterzubringen; denn auch letztere dazubehalten war Frau Reschke willens; zwanzig Pfennige Schlafgeld pro Person und dreißig pro Person fürs Essen. Mine war wie vom Donner gerührt — bezahlen?! Da brauchte man doch nicht zu Verwandten zu gehen und obendrein noch Eier mitzubringen! Sie wollte vor lauter Bestürzung grob werden,

aber Verta trat ihr verstoßen auf den Fuß und sah sie aus den blauen Kinderaugen so mahndend an, daß sie nichts sagte. Nachher flüsterte ihr Verta zu: „Salt's Maul! Meinste, ich wer' mer nachher noch lang mit de Reschken aufhalten? Aber jetzt müssen wer still halten, bis se uns en gutten Platz ausgemacht hat.“ Und Wine sah das ein.

Verta war den Abend von anhaltender Fröhlichkeit, von großer Anstelligkeit gewesen, half hier, half da und hatte die Augen überall. Als sie, nach Schluß der blau-ladierten Türen, Mutter Reschke noch den Laden aufräumen half, war diese ganz begeistert. „Ree, so 'n Mädchen! Ree, so was! Sie machen Ihr Glück, det 's jewiß!“

(Fortsetzung folgt.)

## Robespierre und die Todesstrafe.

Vor kurzem wurde von der französischen Kammer nach langwierigen Debatten, die an guten wie an schlechten Reden reich waren, der Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe abgelehnt. Da ist es nicht ohne Interesse, auf eine andere Verhandlung einer gesetzgebenden Körperschaft Frankreichs zurückzugreifen, in der über denselben Gegenstand debattiert wurde, und im besonderen einer Rede Maximilien Robespierres Erwähnung zu tun, in der sich dieser Revolutionär, der nach bürgerlicher Anschauung ein begeisterter Lobfänger des Fallbeils und ein Feind der Guillotine gewesen sein muß, mit guten Gründen und edlem Pathos gegen die Todesstrafe wandte. Es handelt sich um die Sitzung der konstituierenden Nationalversammlung am 30. Mai 1791, in der ein Antrag Lepelletier de Saint-Fargeau auf der Tagesordnung stand, die Todesstrafe für abgeschafft zu erklären; nur in einem einzigen Fall sollte sie zur Anwendung kommen, gegen einen Parteiführer, der durch Dekret des gesetzgebenden Körpers zum Rebellen erklärt worden ist, weniger um sein Verbrechen zu bestrafen, als um der Staatsicherheit willen.“

Der Deputierte von Arras ließ sich zu diesem Antrag, wie folgt, vernehmen: „Als nach Athen die Kunde kam, daß in der Stadt Argos Bürger zum Tode verurteilt worden seien, eilte man in die Tempel und beschwor die Götter, von den Athenern so grausame und unheilvolle Gedanken fernzuhalten. Ich bitte nicht die Götter, sondern die Gesetzgeber, die die Organe und Dolmetscher der von der Gottheit den Menschen diktierten ewigen Gesetze sein sollen, aus dem Strafgesetzbuch Frankreichs die Blutzese auszuschneiden, die den Mord „von Rechts wegen“ heißen und ebenso ihrer Sittlichkeit wie ihrer neuen Verfassung widerstreiten. Ich werde es Ihnen beweisen: 1. daß die Todesstrafe im Wesen ungerecht ist und 2. daß sie durchaus nicht die wirksamste Strafe ist und die Verbrechen erheblich vermehrt, statt ihnen vorzubeugen.“

Wenn außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ein grimmiger Feind mein Leben angreift oder, zwanzigmal zurückgetrieben, doch immer wiederkehrt, um das Feld zu verwüsten, das meine Hände bestellt haben, muß ich entweder selbst unterliegen oder ihn töten, da ich nur meine persönlichen Kräfte den seinen entgegen zu stellen habe; und da rechtfertigt mich das Gesetz der natürlichen Notwehr. Aber wenn innerhalb der Gesellschaft die Macht aller gegen einen Einzelnen aufgeboten ist, welcher Gerechtigkeitsgrund gestattet ihr dann, ihm den Tod zu geben? Einen Sieger, der seine gefangenen Feinde sterben läßt, nennt man einen Barbaren! Ein Mensch, der ein Kind abwürgen läßt, das er doch wehrlos machen und strafen kann, erscheint als Schenkel! Ein Angeklagter, den die Gesellschaft verurteilt, ist aber für sie nichts als ein besiegter und ohnmächtiger Feind; er ist vor ihr schwächer als ein Kind vor einem erwachsenen Manne.

So sind in den Augen der Wahrheit und der Gerechtigkeit diese Todesurteile, die sie mit so viel Schaugepränge anordnet, nichts anderes als feige Morde, als feierliche Verbrechen, vollbracht nicht von Individuen, sondern von ganzen Nationen, unter gesetzlichen Formen. Mögen diese Gesetze noch so grausam, noch so anscheinend sein, wundert Euch darüber nicht. Sie sind das Werk einiger Tyrannen; sie sind die Ketten, mit denen sie das Menschengeschlecht zu Boden drücken; sie sind die Waffen, mit denen sie es unterjochen; mit Blut wurden sie geschrieben. „Es ist nicht gestattet, einen römischen Bürger zum Tode zu verurteilen.“ So lautete das vom Volk erlassene Gesetz, aber Sulla sagte und erklärte: Alle die gegen mich die Waffen geführt haben, sind des Todes schuldig! Oktavius und die Genossen seiner Schandthaten bestätigten dieses Gesetz.

Unter Tiberius war es ein lobeswürdiges Verbrechen, Brutus zu preisen. Caligula verurteilte diejenigen zum Tode, die f. frevelrisch waren, sich vor der Bildsäule des Kaisers zu entkleiden. Als die Tyranni die Verbrechen der Majestätsbeleidigung erfunden hatte, die entweder ganz beiläufige Handlungen oder aber heldenhafte Taten waren, wer hätte da zu denken gewagt, daß sie eine mildere Strafe als den Tod verdienen könnten, auf die Gefahr hin, sich selbst der Majestätsbeleidigung schuldig zu machen? Als der Fanatismus, geboren aus der schrecklichen Vereinigung der Dummheit und des Despotismus, seinerseits die Verbrechen der göttlichen

Majestätsbeleidigung erfand, als er in seiner Raserei darauf verfiel, Gott selbst zu rächen, da mußte er ihm gleichfalls Blut anbieten und er zog ihn damit auf den Standpunkt der Ungeheuer herab, die sich seine Ebenbilder nannten.

Die Todesstrafe, sagen die Anhänger dieser überlebten und barbarischen Gepflogenheit, ist notwendig, denn ohne sie gäbe es keinen hinreichend starken Damm gegen die Verbrechen. Wer sagt Euch das? Gabt ihr alle die Hilfsmittel überdacht, mit denen die Strafgesetze auf das menschliche Gefühlleben einwirken können? Ach, wieviel physische und moralische Schmerzen kann der Mensch noch vor dem Tode überstehen?

Die Eier zu leben steht dem Stolze nach, der herrschenden von allen Leidenschaften, die das Herz des Menschen beherrschen; die jährelange Strafe für einen Menschen, der in menschlicher Gemeinschaft lebt, ist die Infamierung, ist die niederschmetternde Verkündung der gesellschaftlichen Achtung. Wenn der Gesetzgeber die Bürger an so viel Stellen und auf so viel Arten treffen kann, warum sollte er sich gezwungen glauben, die Todesstrafe anzuwenden? Die Strafen sind nicht geschaffen, um die Schuldigen zu foltern, sondern um das Verbrechen zu verhüten durch die Furcht, sie zu erdulden.

Der Gesetzgeber, der die Todesstrafe und die harten Strafen den milderen Mitteln vorzieht, die er zu seiner Verfügung hat, verleiht das öffentliche Partigefühl und erstickt das moralische Empfinden bei dem Volk, das er regiert, ähnlich wie ein ungeschulter Lehrer durch den häufigen Gebrauch grausamer Züchtigungen die Seelen seines Jüglings verrotzt und erniedrigt; endlich nußt er die Hilfsmittel der Regierungsgewalt ab und schwächt sie, indem er sie mit mehr Gewalt zur Anwendung bringen will.

Der Gesetzgeber, der diese Strafe aufrechter, verzichtet auf diesen heilsamen Grundsatz, daß das wirksamste Mittel, die Verbrechen zu unterdrücken, darin besteht, die Strafen dem Wesen der verschiedenen Leidenschaften anzupassen, die jene hervorbringen, und sie sozuzugreifen durch sich selbst zu bestrafen. Er wirft alle Ideen durcheinander, verwirrt alle Zusammenhänge und verstößt offen gegen den Zweck der Strafgesetze.

Die Todesstrafe ist notwendig, sagt ihr? Wenn dem so ist, warum haben sich verschiedene Völker ihrer zu entledigen gewußt? Durch welchen Zufall sind diese Völker die weisesten, glücklichsten und freiesten? Wenn die Todesstrafe am geeignetsten ist, die Hauptverbrechen zu verhüten, müßten sie doch bei den Völkern, die sie angenommen haben und häufig anwenden, seltener sein. Nun ist genau das Gegenteil der Fall. Man sehe Japan an: nirgends wird die Todesstrafe und die Folter häufiger angewandt als dort; nirgend aber auch sind die Verbrechen häufiger und schrecklicher als dort. Es scheint fast, als wollten die Japaner an Wildheit mit den barbarischen Gesetzen wetteifern, die ihnen ein Stachel sind und sie aufreizen. Boten etwa die Republiken Griechenlands, in denen die Strafen milde waren, in denen die Todesstrafe entweder unendlich selten oder vollkommen unbekannt war, mehr Verbrechen oder weniger Tugenden als die durch Blutzese regierten Länder? Glaubt ihr, daß Rom, als in den Tagen seines Ruhmes die Ley Porcia die von den Königen und den Degewirren erlassene Leibesstrafe beseitigt hatte, durch mehr Schandthaten beledet wurde als unter Sulla, der sie wieder auflieben ließ und unter den Kaisern, die ihre Strenge bis zu einem Grade trieben, der ihrer schmachlichen Tyrannenherrschaft würdig war? Ist es in Rußland drüber oder drunter gegangen, seit der Despot dieses Landes die Todesstrafe gänzlich abgeschafft hat, als hätte er durch diese Tat der Menschlichkeit und philosophischen Weltanschauung das Verbrechen sühnen wollen, Millionen von Menschen unter dem Joch der absoluten Macht zu halten?

Hört auf die Stimme der Gerechtigkeit und der Vernunft! Sie ruft uns zu, daß menschliche Urteile niemals sicher genug sind, um der Gesellschaft zu erlauben, einem Menschen den Tod zu geben, der verurteilt ist von anderen, dem Irrtum unterworfenen Menschen. Hättet ihr selbst die vollkommensten Gesetze erlassen, hättet ihr selbst die unantastbarsten und aufgeklärtesten Richter gefunden, es bliebe noch immer ein Plätzchen für den Irrtum oder das Vorurteil. Warum sich das Mittel nehmen, sie wieder gut zu machen? Warum sich zu der Unmöglichkeit verdammen, der unterdrückten Unschuld eine hilfreiche Hand entgegenstrecken zu können? Was nützt das unfruchtbare Bedauern, was die trügerische Wiederherstellung der Ehre, die man einem leeren Schatten, einem süßlosen Häufchen Asche bewilligt? Sie sind das traurige Zeugnis der barbarischen Unbesonnenheit eurer Strafgesetze. Dem Menschen die Möglichkeit rauben, sein Verbrechen durch Reue oder gute Taten zu sühnen, ihm unbarmherzig jeden Rückweg zur Tugend abschneiden und zur Selbstachtung, ihn gewissermaßen, noch mit dem frischen Flecken seines Verbrechens besudelt, eiligst ins Grab hinabsenden, das ist in meinen Augen der Gipfel raffinierter Grausamkeit!

Die erste Pflicht des Gesetzgebers ist die öffentliche Sittlichkeit, die Quelle aller Freiheit und alles sozialen Wohls, zu bilden und zu bewahren; wenn er einem Sonderzweck zuliebe von diesem Hauptzweck abläßt, begeht er den plumpsten und verhängnisvollsten Irrtum, den er begehen kann. Das Gesetz muß also stets den Völkern das reinste Vorbild der Gerechtigkeit und der Vernunft sein. Wenn sie an Stelle der machtvollen Strenge, der maßvollen Strafe, die sie kennzeichnen sollen, den Zorn und die Rache sehen; wenn sie das menschliche Blut vergießen, das sie schonen könnten und das sie zu vergießen kein Recht haben; wenn sie den Blicken der Völker

Grenzen jenen darbieten und Leiden, die mit Martern geschunden worden sind, dann löschen sie im Herzen der Bürger das Gefühl für das Gerechte und das Ungerechte aus und lassen im Busen der Gesellschaft böse Neigungen keimen, die für ihren Teil neue erzeugen. Der Mensch ist für den Menschen nichts so heiliges mehr, man hat einen minder großen Begriff von seiner Würde, wenn die öffentliche Gewalt mit seinem Leben spielt. Der Gedanke des Todes erregt weit weniger Abscheu, wenn das Gesetz selbst ein Beispiel und Schauspiel davon gibt; das Entsetzen vor dem Verbrechen wird kleiner, wenn es nur durch ein anderes Verbrechen bestraft wird. Hütet euch wohl, die Biersamkeit der Strafen mit einem Uebermaß an Strenge zu verwechseln: das eine ist dem anderen genau entgegengesetzt. Jeder gehorcht den milden Gesetzen; jeder lehnt sich gegen die grausamen auf.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß in den freien Ländern die Verbrechen seltener und die Strafgesetze milder sind: das hält sich auf einer Linie. In den freien Ländern werden die Menschenrechte geachtet und infolgedessen sind die Gesetze gerecht. Ueberall, wo sie durch ein Uebermaß an Strenge die Menschlichkeit beleidigen, ist das ein Beweis, daß dort die Menschenwürde unbekannt ist, daß die des Bürgers nicht existiert; es ist ein Beweis, daß der Gesetzgeber dort nur ein Herr ist, der über Sklaven gebietet und der sie unbarmherzig nach seiner Willkür züchtigt.

Ich komme dafür, daß die Todesstrafe abgeschafft werde." Trotz dieser Rede, die bereits die ganze Dialektik Kobespierres, sein Zurückgreifen auf das klassische Altertum wie auch seine Berufung auf die Bürgertugend, nach seiner Auffassung die Grundlage der Demokratie, enthält, stimmte die Konstituante in ihrer zweitägigen Sitzung fast einstimmig für Beibehaltung der Todesstrafe.

(Nachdruck verboten.)

## Kalte Füße.

Von Dr. med. G. Horst.

Von dem in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zu Leyden wirkenden Professor Hermann Boerhave, den ein in China gedruckener Brief mit der bloßen Adresse: „An den berühmten Arzt in Europa“ richtig erreicht haben soll, wird erzählt, daß er unter seinen Sachen ein versiegeltes Rezept hinterlassen habe, das das Geheimnis enthielt, die Gesundheit bis ins späte Alter zu bewahren. Das Testament verordnete, daß das Rezept öffentlich veröffentlicht werden sollte. Ein geheimniskrüchlicher Arzt erstand den Zettel um einen hohen Preis. Als er mit gierigen Händen das große Siegel erbrach und das Schreiben öffnete, fand er nur die Worte verzeichnet: „Halte den Kopf kühl, die Füße warm und den Leib frei!“ Der Käufer schloß sich sehr enttäuscht; doch durch das drollige Deum und Dram wurde die treffliche Gesundheitsregel „niedriger gehängt“. Sie ist zum Sprichwort geworden. Jedermann kennt sie und es gibt sogar Leute, die sie befolgen. Aber weit mehr Leute befolgen es nicht.

Das beweist das chronische Kalftein der Füße. Es ist ein weit verbreitetes Uebel. Ein großer Prozentsatz der Menschen, jung und alt, reich und arm, Mann und Frau, leiden an kalten Füßen. Und zumal jetzt im Winter wird diese Klage laut. Das große Publikum hat sich an dieses Leiden gewöhnt und faßt es als eine unvermeidliche Zugabe der kalten Jahreszeit auf.

Kalte Füße sind, wenn gleich sie oft böses Unbehagen hervorrufen und die Daseinsfreude trüben, kein Leiden, das direkt das Leben bedroht. Bei Konsultationen sprechen die Patienten gewöhnlich gar nicht davon, und im Krankenzimmer stellt der Arzt keine Frage danach. Ist einmal von diesem Leiden die Rede, so wird es von beiden Seiten wenig gewürdigt.

Und doch sind kalte Füße ein Leiden, das sehr ernst zu nehmen ist. Bemerken möchten wir nur, daß wir hier nicht die vorübergehende Fußkälte meinen, wenn uns im Winter bei längerem Stehen im Freien oder langem Sitzen in ungeheizten Räumen oder auf einer Schlittenfahrt die Füße kalt werden. Diese mehr zufällige Fußkälte verschwindet nach thätiger Bewegung. Hier handelt es sich vielmehr um dauernd kalte Füße, die auch im gut geheizten Zimmer und in dicken Filzschuhen kalt bleiben. Und viele haben das Gefühl, als wären die Beine und Füße mit Eis umhüllt, wie abgestorben. Dieses chronische Kalftein der Füße hat eine wichtige Bedeutung für unser Allgemeinbefinden und steht weiter in Beziehung zu den anderen Organen.

Von den bösen Wirkungen und Störungen, die chronisch kalte Füße im Betriebe des Organismus hervorrufen, wollen wir zunächst reden.

Der Träger der Wärme ist das Blut. Kreist es ungehindert hin und wieder durch alle Organe, auch durch die vom Herzen am weitesten entfernten Füße, so ist die Wärmeverteilung eine gleichmäßige; den ganzen Körper durchströmt eine behagliche, wohlthuende Wärme. Der Mensch ist gesund, arbeitslustig und harmonisch gestimmt. Die Grundbedingung für unser Wohlbefinden ist eben die an eine unge störte Blutzirkulation gebundene gleichmäßige Verteilung der Wärme im Körper.

Treten hingegen irgendwo, sagen wir in den Füßen, Störungen und Störungen des Blutlaufes ein, kommt es zu einem Blutmangel in den Füßen, hervorgerufen durch die Gefäßverengerungsnerven, die das Blut aus den Fußblutgefäßen wegdrängen, werden und bleiben die Beine und Füße kalt, dann leidet auch das Allgemein-

befinden unter dieser ungleichmäßigen Wärmeverteilung. Der Mensch wird verdrießlich und nervös, verliert die Ruhe und Steifheit, klagt über Kopfstörungen und leichte Schwindelanfälle. Und wenn er ermattet das Lager aufsucht, dann flieht ihn oft stundenlang der Schlaf. Es ist eine feststehende Tatsache, daß manche Schlaflosigkeit die Ursache in chronisch kalten Füßen hat. Allerhand Gedanken spulen im Gehirn, die den Schlaf noch mehr verschüchtern. Fallen dann doch endlich dem aufgeregten Grübler die Augen zu, so kann das blutüberfüllte Gehirn nicht Feierabend machen; wüste Träume steigen auf, der Schlaf ist bleiern, und beim Erwachen fühlt sich der Mensch müde und zerschlagen statt erquickt und gestärkt.

Der Mensch stellt einen einheitlichen Organismus dar. In einem solchen kann es wohl eine isolierte Organerkrankung geben; dann aber besteht sie nur kurze Zeit isoliert, um sehr bald auch andere Organe in Mitleidenschaft zu ziehen.

Das chronische Kalftein der Füße können wir eigentlich nicht als eine Organerkrankung ansprechen; die Ursachen liegen vielmehr in einer krankhaften Beschaffenheit des Gesamtorganismus, in Blutarmut und schlechter Blutmischung, in ungenügender Bewegung und mangelhafter Hygiene der Füße. So werden uns denn die mannigfachen Beziehungen der Fußkälte zu den einzelnen Organen im Körperinnern leicht verständlich werden. Die bösen Vermittler sind nämlich das Blut und die Nerven.

Charakteristisch ist der Zusammenhang der kalten Füße mit dem Affektionen der Atmungsorgane. Wer hätte nicht schon einmal nasse, kalte Füße mit einem respektablen Schnupfen, Husten oder einer Heiserkeit geübt?

Die Erklärung hierfür ist eine einfache. Jede Erkältung der Füße unterbindet den Blutlauf in diesen Teilen, drängt das Blut von hier weg und verursacht demgemäß in anderen Organen eine Stauung und Blutfülle. Daß in dem einen Falle die Nase, in dem anderen der Kehlkopf oder die großen Bronchien der leidende Teil sind, hängt eben davon ab, welches Organ sich gerade in einem Zustand einer Kongestion, einer Entzündung befindet, das eben zufällig am meisten befaßt ist.

Gang und gäbe ist der Ausdruck: „Heißer Kopf und kalte Füße“. Hier lernen wir die Beziehung zwischen der Fußkälte und dem Gehirn kennen. Der Zusammenhang ist leicht verständlich. Je blutleerer die Füße und Beine sind, desto blutüberfüllter ist der Kopf. Die lästigen Symptome des Kopfschmerzes und Kopfschmerzes werden im wesentlichen durch die Blutüberfüllung im Gehirn verursacht. Kalte Füße nun sind eine Gelegenheitsursache, die diese schmerzhaften Erscheinungen auslöst oder bis zur Unerträglichkeit steigert. Sind dann diese Menschen — und das ist das Los vieler Beamten, Kontoristen, Gelehrten — in einem überhitzten Zimmer mit verbrauchter Luft und kaltem Fußboden, die glühende Lampe über dem Kopf, stundenlang mit geistiger Arbeit beschäftigt, besteht dann noch Stuhlträchtigkeit, ist gar die Ernährungsweise eine eiweiß- und alkoholreiche, also nervenpeinende, dann bilden sich leicht die ernstesten Störungen im Zentralnervensystem heraus, wie dauernder Kopfschmerz, hochgradige Nervosität, Schwindelanfälle, schwere Gehirnkrankheiten und Gehirnschlag.

Auch die peripheren Nerven reagieren stark auf kalte Füße. „Warum bekleidet ein an Ischias Erkrankter seine Füße so sorgfältig mit warmen Socken und Pelzstiefeln?“ Aus keinem anderen Grunde, als weil er weiß, daß ein auch nur geringer von diesen ausgehender Kältereiz das Niesen und Kratzen im Gesäß und den Weinen verschlimmert; ist doch eine Fußerkältung bei geeigneter Disposition nicht selten die unmittelbare Ursache für eine Ischias überhaupt. Gerade bei diesem Leiden darf uns solch enger Zusammenhang nicht wundern, wenn wir uns klar machen, daß die feinsten Endigungen des Hüftnerven sich bis in den Fuß hin erstrecken. (Dr. Winkler in der Spezialstudie „Kalte Füße“.)

Bei Katarrhen der Verdauungsorgane wird man in erster Linie an Diätünden denken müssen; doch ist es bekannt, daß eine Erkältung die Magenverdauung ungünstig beeinflusst. Und dazu gehört auch eine von den Füßen aufsteigende Durcksättigung. Das so peinigende, ununterbrochene Schlucken, von dem namentlich Säuglinge und Kinder befallen werden, rührt oft von kalten Füßen her. Eine an die Füßchen angelegte Warmflasche bei Säuglingen, bei größeren Kindern ein warmes Fußbad, bringt dieses lästige Symptom schnell zum Verschwinden. Ferner kann eine starke Erkältung von den Füßen her oft schwere Blasen- und Nierenkrankheiten zur Folge haben. Dringend not tut die Aufklärung, daß die Ursache vieler ernster Frauenleiden auf chronisch kalte Füße zurückzuführen ist.

Ueber die mannigfachen und wahrlich nicht geringen Wirkungen der chronischen Fußkälte haben wir uns geäußert. Auch ihrer Abwendung haben wir kurz gedacht. Bei der Hygiene der Füße werden wir auf diese wohl noch einmal zu sprechen kommen. In der „Erziehung der Jugend“ sagt Lode: „Wer da bedenkt, wie schädlich und oft gefährlich es für alle diejenigen ist, die weitaus ertragen sind, nasse Füße zu bekommen — und wie unvermeidlich dies gleichwohl im menschlichen Leben ist —, der wird gewiß wünschen, er wäre mit den Kindern armer Leute barfuß gegangen, die sich durch Gewohnheit gegen die Kälte an den Füßen dergestalt abhärten, daß sie ihnen ebenso unschädlich wird als den Händen. Wäre jemand von der Wiege an gewöhnt worden, barfuß zu gehen und seine Hände nicht beständig in Wusch und Handschuh zu verstecken, so würde sicherlich die Kälte seinen Händen ebenso gefährlich sein, als sie jetzt den Füßen vieler Leute ist. Fangt daher im Frühjahr mit lauwarmem Wasser an,

nehmt von Tag zu Tag kälteres; ihr werdet bald dahin kommen, daß ihr ganz kaltes nehmen könnt, und dann fahret Sommer und Winter damit fort. Nicht bloß um die Leichdornen handelt es sich dabei, sondern vor allem um Abhärtung und Gesundheit."

Der Weg der Verhütung und Prophylaxe ist uns hiermit gezeigt. Ginzufügen möchte ich noch, daß alle Anwendungen kalten und kalten Wassers nur dann von Erfolg begleitet sind, wenn die Flüssigkeit vorher gut warm sind. Kalte Flüssigkeiten also müssen durch Reiben mit einem Grottertuch oder durch Bewegung oder durch ein Fußdampfbad vor der kalten Abwaschung erwärmt werden.

Die Fußkälte beruht auf einem Blutmangel in diesen Teilen. Dieser Blutmangel ist nicht immer gleichbedeutend mit Blutarmut überhaupt, sondern es handelt sich oft mehr um eine Blutentmischung und einen geschwächten Blutlauf. Hier kann nur eine Allgemeintheorie dauernde Erfolge erzielen.

Vor allem sind diätetische Maßnahmen angebracht und Vegetabilien, insbesondere die grünen Pflanzenteile empfehlenswert. Dann trinken uns jetzt im Winter rotbackige Äpfel, saftige Apfelsinen, fettreiche Nüsse, die süßen Datteln, Feigen und der liebliche Honig. Weiter empfehlen wir namentlich in der kalten Jahreszeit auch einen vermehrten Fettgenuß: Butter, Sahne, Pflanzenfette und Speck. Zur Hauptmahlzeit ist auch Fleisch gestattet, sonst kann es durch Milch, Eier, Fett usw. ersetzt werden.

Ein wichtiger Faktor bei der Behandlung der Nerven- und Wärmearmut bildet die Bewegung. Ein langer Spaziergang, Bergsteigen, Gymnastik und besonders Fußgymnastik, Haus- und Feldarbeit sind die besten Mittel, um eine gute Durchwärmung des Körpers zu erzielen und Stauungen dauernd zu beseitigen. Von Wasseranwendungen kommen vor allem Fußdampfbäder und Bechiel-Fußbäder in Betracht. "Wasser tut's freilich", sagt Krause. Mit Recht aber fügt Millin hinzu: "Höher steht die Luft und am höchsten das Licht." Nichts wirkt auf die Blutcirculation so anregend, nichts befeht so die Nerven als wie die Sonnen- und Luftbäder.

Die beste Fußbekleidung ist die, — keine zu tragen; doch wenn wir auch so weitersehen wären, um durch das Fortgehen keinen Schaden an unserer Gesundheit zu leiden, so hielte uns "Europas überläufige Höflichkeit" für Narren. Auch die Berliner Sandalenproben sind rasch von der Bildfläche verschwunden. Für unsere Kinder indes ist dieses antike Schuhzeug im Sommer am gefundesten und auch für Große — "auf dem Lande". Der Schuh hat ja schon viel die Hygieniker — "gedrückt". Eine ähnelnde Fußbekleidung, die leicht und luftdurchlässig und dabei ästhetisch einwandfrei ist, muß erst geschaffen werden. Gegen Gummischuhe, sofern sie nur angezogen werden, um den Fuß vor Nässe zu schützen, ist wenig einzusetzen. Dressliche Dienste leisten im Winter Einlegesohlen aus Kork, Luffa, Pappe und Mohrhaar. Der Schuh soll weit und bequem sein, um den Fuß nicht zu verkrüppeln und den Blutlauf nicht zu unterbinden. Wer einen ordentlichen, gesunden, warmen Fuß haben will, sei also nicht so eitel, einen unnatürlich kleinen Fuß festzuhalten zu wollen. Und wen die Natur nicht groß gemacht hat, der steige nicht auf hohen Absätzen einher, sondern bleibe eben klein. Es muß auch kleine Leute geben.

## Kleines feuilleton.

Die Erdbebenmesser. Die zur Messung der Richtung und Stärke der Erdstöße bei Erdbeben benutzten Instrumente zerfallen in drei Kategorien: Seismostoye, Seismometer und Seismographen. Die Seismostoye (vom griechischen „seismos“, Erschütterung, Erderschütterung) melden dem Forscher, daß irgendwo, fern oder nah, ein Erdbeben, Erschütterung, stattfindet. Die Seismometer messen durch den Fall oder durch den Wurf eines im Gleichgewicht ruhenden Körpers die Stärke der Erschütterung. Die Seismographen zeichnen mittels einer Spitze oder eines Farbpennstifts die Richtung sowie die Stärke der Erschütterung selbsttätig auf Papier auf. Cassano in Neapel erfand (1784) zuerst einen solchen Erdbebenmesser, bei dem mittels eines nach allen Seiten schwingenden Pendels eine Spitze im feinen Sande die Stärke der Erschütterungen aufzeichnete. Das Seismometer von Cacciatores verriet durch Abfluß von Quecksilber aus einem flachen Gefäß, das nach acht Richtungen des Horizonts Öffnungen besaß, die Richtung der Erdstöße. Die Menge des ausgeflossenen Quecksilbers ließ auf die Stärke des Erdbebens schließen. Sodann erfand 1855 Kreil einen Erdbebenmesser, der aus einer nach allen Seiten leicht beweglichen Pendelstange und einem mit dieser in Verbindung gesetztem Uhrwerk besteht. Hier geben die Striche eines bleistiftigen Auslaufes über Beginn, Richtung und Stärke der Erschütterung. In dem Observatorium auf dem Vesuv hat Palmieri wieder mittels Quecksilberausflusses und in jüngerer Zeit mittels elektromagnetischer Seismometer die Erdhöhe beobachtet. Bei den Erdbebenmessern der letzten Art schlägt ein nach allen Seiten leicht bewegliches Pendel Voltastellen, die mittels damit verbundener elektromagnetischer Telegraphen die Weltgegenden angeben, nach denen die Erdhöhe gerichtet waren. Andere zuerst von Mallet konstruierte Seismometer bezogen auf der Bewegung eines im Gleichgewicht ruhenden Gewichtes. Doch werden neuerdings für Aufzeichnung der horizontalen und vertikalen Bewegungen besondere Instrumente benutzt,

für erstere meist Doppel-Pendelseismographen, für letztere Federseismographen. Das empfindlichste Seismometer ist gegenwärtig das Biedertsche astatische Pendelseismometer, dessen schwebendes Pendel eine Eisenmasse von 1100 Kilogramm bildet. Klassisch ist das bereits erwähnte Instrument, das sich in dem Observatorium auf dem Vesuv befindet; es hat seit 1856, dem Jahre, in welchem es konstruiert worden ist, sehr wichtige und sehr interessante Angaben geliefert. Einen eigenartigen Apparat hat Marchand in dem Observatorium auf dem Pic du Midi, in den Pyrenäen aufgestellt: Ein schwingendes Pendel schlägt Holzzapfen von verschiedenen Größen ab. Man hat auch den Vorschlag gemacht, ein System der Erdbebenbeobachtung auf Beobachtung der Deviation und der Inklination der Magnetnadel zu gründen. Das Prinzip — so schreibt ein Mitarbeiter des „Temps“ — scheint gut zu sein, da die Erdschütterungen immer mit elektrischen und magnetischen Störungen zusammenfallen. Durch Beobachtung der unterirdischen Geräusche (durch das Mikrophon) lassen sich in gewissen Fällen Erschütterungen vorhersehen. Jene Geräusche weisen nämlich darauf hin, daß in den Tiefen Einstürze durch Erdsenkungen erfolgen. Sie verkünden auch Explosionen durch komprimierte Luft, die in den natürlichen unterirdischen Gängen erfolgen, wenn es in gewissen Gegenden, die sonst gewöhnlich trocken sind, viel geregnet hat. Das Voraussehen und Voransagen der Erdschütterungen scheint weit leichter zu sein als die Wetterprognose. Solche Ankündigungen können aber nur erfolgen, wenn eine wissenschaftliche Organisation bestände, eine Organisation, welche internationale Vereinbarungen voraussetzte und mit großen Kosten verbunden wäre. Noch ist aber die Zahl der Observatorien nicht groß, und unter denen, die im Betriebe sind, gibt es noch viele, die nicht einmal Seismographen besitzen. Die Gegenden, welche häufig unter Erdschütterungen zu leiden haben, müßten in Zukunft auch gezwungen werden, auf ihrem Terrain nur eine ganz bestimmte, praktisch erprobte Häuserbauart zuzulassen.

## Medizinisches.

Verzittliche Hilfe bei Unglücksfällen durch Elektrizität. Mit der wachsenden Häufigkeit von Unglücksfällen durch Elektrizität eröffnet sich dem Mediziner eine ganze Reihe neuer theoretischer und praktischer Aufgaben. Die „Wiener klinische Wochenschrift“ berichtet über das besonders wichtige Gebiet der ersten Hilfe bei elektrischen Unglücksfällen. Diese ereignen sich meist dadurch, daß blanke stromführende Metallteile einer elektrischen Anlage, wie Maschinenteile, Schalter, Sicherungen, Kabel usw. berührt werden. In den Wohnungen kann unvorsichtiges Hantieren mit der Beleuchtungsanlage zu einem Eintritt des Stroms in den menschlichen Körper führen. Dabei sind zwei Fälle möglich: Entweder der Körper des Verletzten ist derart isoliert, daß der Strom keinen Ausweg aus ihm findet, in welchem Falle die Sache ganz harmlos ist, oder er bietet eine Ableitungsstelle und ist dann durch sogenannten „Erdschluß“ in einen Stromkreis eingeschaltet. Bei der Berührung findet meist ein unfaßbarer Uebergang von Elektrizität statt, zu dem sich aber auch noch gefährliche Verbrennungen gesellen können, wenn, was bisweilen vorkommt, Flammen- und Funkenbildung eintritt. Jedoch können auch bloße Funkenentladungen tödlich werden. Der elektrische Lichtbogen bildet auch für das Auge bei direkter Einwirkung eine Gefahr. Dazu kommen indirekte Wirkungen, wie Feuergefahr, elektrostatische Erscheinungen, Explosionswirkungen usw. Was nun die Spannungsgrenze anlangt, wo der elektrische Strom gefährlich werden kann, so hängt diese außerordentlich viel von Nebenfaktoren und individuellen Momenten ab. Man kennt Fälle, wo wenige Hundert Volt tödlich wirkten, und andere, wo 1000 und 1500 Volt ertragen wurden. Im großen und ganzen scheint es, daß Wechselstrom gefährlicher ist als Gleichstrom. Die nächste Maßnahme, die bei Unfällen durch Berührung vorzunehmen ist, besteht in der Entfernung des Verunglückten aus dem Stromkreise, wobei die eingreifende Person auf ihre eigene Isolierung bedacht sein muß. Entweder muß der Strom ausgeschaltet oder der zuführende Draht mittels einer isolierten Zange durchgeschnitten werden, oder man versucht, je nach den Umständen in verschiedener Weise, den an einer stromführenden Stelle Hängenden loszumachen. Der Verunglückte ist horizontal, mit leicht erhöhtem Kopf zu lagern und seine Kleidung zu lockern. Licht und Luft sollen reichlich Zutritt haben. Atmung und Puls, sofern sie im Gange sind, müssen überwacht werden. Einträufeln von Flüssigkeit ist zwecklos und bei bewußtlosen Personen sogar gefährlich. Bei anhaltender Bewußtlosigkeit sind Gesicht und Brust kühl abzuwaschen, die Fußsohlen zu bürteln und Anrufe an den Kranken zu richten. Sobald er erwacht, ist absolute Ruhe erforderlich. Sofern der Atem fehlt, ist künstliche Atmung einzuführen, auch muß gestörte Herzstätigkeit aufgehoben werden. In verzweifeltsten Fällen ist als äußerstes Mittel die erneute Einwirkung tödlichen Starkstroms zu versuchen, wofür das Tierexperiment spricht. Im allgemeinen ist davor zu warnen, Wiederbelebungsversuche zu früh aufzugeben. Es sind Fälle vorgekommen, wo bei größerer Ausdauer Rettung möglich gewesen wäre.